

# Umfassende Identitätskrise

## Zur geistigen Situation in Deutschland Ost

*In den neuen Bundesländern haben die Menschen Schwierigkeiten mit der Zukunftsgestaltung, weil sie sich nicht wirklich ihrer Vergangenheit annehmen. Und der nach wie vor selbstverständliche „Volksatheismus“ in Ostdeutschland stellt die Kirchen vor Herausforderungen, denen sie kaum gewachsen sind. Das sind die Grundthesen des folgenden Beitrags von Eberhard Tiefensee, Professor für Philosophie am Erfurter Philosophisch-Theologischen Studium.*

Identitätsfindung kann nicht nur in Abgrenzungen bestehen, wenn es zu mehr als Negativ-Identitäten kommen soll. Identitäten konstituieren sich narrativ – in einer auf die Situation abgestimmten Relecture und somit Wiederaneignung der Tradition mit dem Ziel, sich in der Gegenwart zu verorten und auf Zukunft hin zu orientieren. (Hier hat für alle Zeiten Beispielhaftes das Volk Israel geleistet.) Andernfalls kommt es zur Entsubjektivierung; es zeigen sich ähnliche Symptome wie bei Alzheimer-Kranken: Sie sind weder ihrer Vergangenheit mächtig noch offen auf Zukunft hin.

Aus dieser Perspektive stellt sich die Situation in Europa und speziell in Deutschland als eine umfassende Identitätskrise dar. Europa weiß derzeit nicht, was es ist. Es hat Schwierigkeiten mit seiner Negativ-Identität: Seine Grenzen zur islamischen Welt und zu Asien hin sind unbestimmt (wie die Probleme um den EU-Beitritt der Türkei sowie um die NATO-Osterweiterung zeigen). Auch weiß es nicht, welche Geschichten es von sich erzählen soll: So etwas wie eine europäische Geschichte existiert nicht im Allgemeinbewußtsein (sie müßte wohl auf christlichem Hintergrund stehen und dürfte, um den Stolz über kulturelle Leistungen im rechten Maß zu halten, die europäischen Bürgerkriege bis in unser Jahrhundert hinein nicht mißachten). Diese Identitätsschwäche bewirkt, daß ein profiliertes europäisches Bewußtsein und gar eine europäische Zukunftsperspektive bisher weitgehend ausfallen.

Von der Identitätskrise scheint am stärksten Deutschland betroffen zu sein, das ratlos ist, auf welche Traditionen es nach den Umbrüchen von 1945 und 1989 zurückgreifen kann, und das sich wohl auch deshalb so schwer tut, seinen künftigen Platz in Europa zu bestimmen. Noch einmal mehr gilt das innerhalb Deutschlands für den östlichen Teil, wo die Identitätsproblematik geradezu exemplarisch aufbricht. Im folgenden sollen – in zugegeben überscharfer Konturierung – Beobachtungen und damit verknüpfte Überlegungen zur ostdeutschen Identitätskrise vorgelegt werden. Ein Bild ergibt sich dadurch noch nicht, aber vielleicht zeigen sich einige Mosaiksteine.

Ich konzentriere mich auf zwei Punkte: 1. auf die dilemmatische Situation, in der sich – idealtypisch gesehen – der oder die Ostdeutsche nach der Maueröffnung befindet: die Stichworte lauten „Subjektivierungsfalle“ und „Okzidentierungs-krise“; 2. auf die spezielle konfessionelle Situation in Ostdeutschland: hier lautet das Stichwort „Volksatheismus“.

Um die Bewußtseinslage nach dem 9. November 1989 in Deutschland Ost (und vielleicht auch West) zu charakterisieren, bietet sich als Ausgangspunkt der allgemeine Ausruf an, der die Nacht der Maueröffnung begleitete: „Wahnsinn“. Trotz seiner inzwischen inflationären Verwendung für jede x-beliebige Überraschung dürfte er nicht zufällig gewesen sein, sondern war Ausdruck einer spontanen Hermeneutik. Mit spontaner Hermeneutik meine ich das Ergebnis einer mehr oder minder anfanghaften Reflexion, die sich zunächst nicht auf die Details des Ereignisses und auch nicht auf Kausalanalyse konzentriert, sondern es als ganzes zu interpretieren sucht. Der Ruf „Wahnsinn“ deutete diese Nacht als den Einbruch eines unerwartet Neuen im Kontext eines Geschichtsverständnisses, das für Fälle dieser Art nicht gerüstet war.

### Der 9. November 1989: Einbruch eines unerwartet Neuen

Das betrifft zunächst das ostdeutsche Bewußtsein: Trotz aller inneren Distanz zum Marxismus-Leninismus war es im Kern von einem linear-deterministischen Geschichtsbegriff bestimmt. Das Gorbatschow zugeschriebene, inzwischen zum Sprichwort avancierte „Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben“, faßt das marxistische Verständnis, Geschichte sei ein gesetzmäßig voranschreitender Prozeß, klassisch zusammen. Ein unverhofft Neues hatte hier keinen Platz. Das betrifft aber auch das westdeutsche Bewußtsein: Es modellierte die Zukunft eher im Stil des „social engineering“ à la *Karl Popper*, hoffte also auf eine Schritt-für-Schritt-Veränderung innerhalb der bestehenden Strukturen. Ein echtes Ereignis wurde von daher nicht mehr erwartet, wenn nicht sogar gefürchtet. *Joachim Fest* (Der zerstörte Traum, Berlin <sup>3</sup>1991) hat diese Haltung nach dem Untergang des Kommunismus für alle Zukunft als „Ende des utopischen Zeitalters“ festzuschreiben versucht und damit wohl das allgemeine Bewußtsein richtig getroffen. Ob ein solches Ende wünschenswert ist, ist eine andere Frage. Allen nachträglichen Erklärungsversuchen zum Trotz stellt sich somit die Maueröffnung als ein für Ost und West unerwartetes Ereignis heraus, hatten doch selbst optimistische Futurologien hierfür mindestens einen Bürgerkrieg, wenn nicht sogar Schlimmeres vorausgesehen. Ich habe kein Problem, von einem Wunder zu sprechen.

Mit Wundern ist schwer umzugehen. Bei vielen Ostdeutschen löste die Maueröffnung ein existentielles Gefühl aus, das sich in positiver Verkehrung eines Begriffs von *Odo Marquard* als „Gelingensschrecken“ bezeichnen läßt. Vom Mißlingensschrecken spricht Marquard (Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie, Frankfurt/M. 1982, 66–82) im Kontext eines enttheologisierten Geschichtsbewußtseins: Nachdem Gott als Herr der Geschichte nicht mehr zur Verfügung steht, muß nun der Mensch deren Subjekt sein, ohne sich aber die historischen Katastrophen zueignen zu können. Folglich werde die Kunst geübt, „es nicht gewesen zu sein“, und das Subjekt der Geschichte im Kollektiven oder im Transzendentalen gesucht – die „-ismen“ sprießen nun reichlich aus dem geschichtstheoretischen Boden. Ähnlich ging es Akteuren der Wende: Der Ruf „Wahnsinn“ ist die Äußerung lustvollen Erschreckens darüber, daß gelang, was vielleicht ersehnt, letztlich aber nicht erwartet und eigentlich nicht selbst herbeigeführt worden war: „tremendum et fascinosum“ – nach *Rudolf Otto* Kennzeichen des Heiligen.

Was als „Gelingensschrecken“ erscheint, hat auch eine negative Komponente: das Gefühl, die Sache wäre letztlich doch mißglückt. Das zeigen die abweisenden Reaktionen auf die Maueröffnung besonders in Kreisen der Bürgerbewegung. Der ostdeutsche Religionssoziologe *Ehrhart Neubert* charakterisierte den enttäuschenden Umschwung sarkastisch: „Die Bananen verdrängten die Kerzen.“ (Eine protestantische Revolution, Berlin 1990, 93.) Der Eindruck der Aktivisten, mit dem 9. November 1989 sich selbst entmachtet zu haben oder entmachtet worden zu sein, verbreitete sich dann zunehmend.

Das sei skizzenhaft verdeutlicht: Nach zwei Diktaturen in Deutschland seit 1933 meldete sich mit dem Ruf „Wir sind das Volk“ der Souverän zurück und betrat damit wieder die Bühne der Geschichte. (Um die europäische Perspektive nicht zu verlieren, sei an den Weißen Marsch in Brüssel, an die Zajedno-Bewegung in Belgrad und an das Kirchenvolksbegehren erinnert.) Da hier die zuweilen todesmutige selbstverantwortliche Entscheidung der je Einzelnen vorlag – was zumindest für die entscheidende Montagsdemonstration am 9. Oktober 1989 in Leipzig gilt –, kann sowohl von einem individuellen als auch kollektiven Subjektivierungsschub gesprochen werden. Erstmals seit Menschengedenken trat eine Konstellation ein, in welcher der vielzitierte „Mann auf der Straße“ den Eindruck gewinnen konnte, Geschichte wieder mitzubestimmen und Zukunft mitzugestalten. Auf dem Höhepunkt dieser Bewegung geschah dann die Maueröffnung – sozusagen ein Geschenk des Himmels.

Seitdem war eine zunehmende Umkehrung der Bewegung zu bemerken: Die Gestaltungskraft ließ nach, die Zukunft wurde an die Professionellen abgetreten – zunächst an oft überforderte Bürgerrechtler, dann an die nicht weniger überforderten und überraschten westdeutschen Instanzen. Das Subjekt der Geschichte zog sich zurück und überließ die Bühne erneut Mechanismen, Systemen, Strukturen – ohne Gesicht. Wieder werden horizontverändernde Ereignisse

nicht mehr erwartet, bleiben Zukunftsvisionen aus. In diesem Sinne kann vorläufig vom Ende der Geschichte gesprochen werden.

### Subjektivierungsfalle und Okzidentierungskrise

Eigenartigerweise – für Leipzig ließe sich das wahrscheinlich sogar statistisch belegen – wird diese kurzzeitige Phase entschlossenen Handelns nachträglich vergessen oder verdrängt und im Gegenzug eine bisher eher schwache DDR-Identität verstärkt. Das Phänomen läßt sich vielleicht dadurch erklären, daß die Ostdeutschen in eine dilemmatische Situation geraten sind, die ich als Subjektivierungsfalle bezeichne. Der Herbst 1989 stellte, wie gesagt, einen Subjektivierungsschub dar: durch die Erfahrung selbstbestimmten Handelns auf politischem Gebiet einerseits, durch die nun allgegenwärtige Forderung, die Zukunft mit all ihren Risiken selbst zu gestalten, andererseits. Diese Subjektivierung von Gegenwart und Zukunft hatte jedoch Folgen für die Betrachtung der Vergangenheit, die einer kritischen Relecture zu unterziehen war. Herrschte bisher ein „System der organisierten Verantwortungslosigkeit“ (*A. Hegedüs*, zitiert bei: *R. Bahro*, Die Alternative, Köln-Frankfurt/M. 1977, 188), sollten sich ab jetzt jeder einzelne als Mittäter positionieren.

An das nun geschichtsmächtig gewordene Subjekt erging also die Forderung, auch seine Biographie zu großen Teilen neuzubewerten und entsprechend umzuschreiben. Wie wenig dieser Emanzipationsversuch gelingen konnte, zeigen die Strafprozesse gegen die ehemals Mächtigen der DDR, die sich – wie *Egon Krenz* beispielhaft vorführte –, zunächst gebrüstet hatten, die Mauer selbstverantwortlich geöffnet zu haben, andererseits aber für deren vorherige Existenz nicht haften wollten. Die Frage in Ostdeutschland lautete allenthalben: „Wo warst du, Adam“ – vor der Wende?

Identitäten konstituieren sich narrativ. Wer sich die Vergangenheit nicht zurechnen kann oder will, dem droht der Verlust von Gegenwart und Zukunft. Setzt also der Gelingensschrecken das wiedererwachte Subjekt der Geschichte in die Spannung von selbstbestimmtem Einsatz und „Wahnsinn“ (ich bleibe bei dem vagen Begriff einer Kontingenz-, wenn nicht sogar Transzendenzerfahrung), so besteht die Subjektivierungsfalle darin, daß eine Selbstzuschreibung der Zukunft nur um den Preis der Selbstzurechnung der Vergangenheit zu haben ist. Beides legt den Ausweg nahe, sich entweder in der Kunst zu üben, „es nicht gewesen zu sein“ und als die eigentlichen Akteure von damals und dann auch heute die zweifellos vorhandenen übergreifenden Strukturen bzw. den übermächtigen Westen aufzurufen – was aber auf eine Selbstdemontage des freiheitlichen Subjekts der 89er Wende und der Geschichte als solcher hinausläuft –, oder aber überhaupt auf Verstehensversuche zu verzichten, den ganzen Horizont wegzuwischen (vgl. *F. Nietzsche*, Die fröhliche Wissenschaft, Nr. 125) und pragmatisch zur Tagesordnung überzugehen (falls es nicht zu problematischen Heldengeschichten kommt).

Folglich wurde die Vergangenheit nicht aufgearbeitet, d. h. eine Relecture fiel weitgehend aus. Wo es unvermeidlich erschien, wurde sie umdeklariert. Ein Versuch, etwas Ähnliches wie das spätere südafrikanische Wahrheitstribunal auch in Ostdeutschland zu installieren, mußte von vornherein zum Scheitern verurteilt sein, weil eine Beichtpraxis ohne Gott schwerlich funktionieren kann (vgl. *Richard Schröder*, in: Deutsches Pfarrerblatt, Jg. 93 [1993], S. 5). Es gab 1989 zum zweiten Mal in der deutschen Geschichte keine Instanz, die zur Vergebung bereit und in der Lage war. Wie *Hannah Arendt* schon nach 1945 feststellte: es fehlt hier zu den die Zukunft sichernden Versprechen und Verträgen das vergangenheitswirksame Gegenstück (Vita activa oder vom tätigen Leben, Stuttgart 1960, 231–243). Man erinnere sich an die Schwierigkeiten Deutschlands mit Tschechien und an den eigenartigen, die Wirtschaftsentwicklung im Osten bis heute hemmenden Umgang mit der Eigentumsfrage.

Verstärkend kommt hinzu, was ich Okzidentierungskrise nenne: Es gab und gibt in Ostdeutschland eine unübersehbare Tendenz, sich nach Westen hin auszurichten (d. h. sich nicht zu orientieren) und von dort her das säkularisierte Heil zu erwarten – früher sichtbar an den Kompanien gleichgerichteter Fernsehantennen auf den Dächern. Das es sich hier um ein über den ostdeutschen Raum hinausgehendes Phänomen handelt, zeigt die deutschland- und europaweite überschwengliche Propagierung amerikanischer, japanischer oder südostasiatischer Modelle.

Die in Ostdeutschland vor der Wende allgemeine Okzidentierung wurde nun nachhaltig enttäuscht, sobald sich der Westen als unfähig erwies, die Erwartungen und die zudem geäußerten blumigen Versprechungen zu realisieren. Erfolge seien nicht geleugnet. Aber in einer Gesellschaft, welche die soziale Stellung des Individuums hauptsächlich über dessen Erwerbsarbeit definierte und in der sich das soziale Umfeld um den Arbeitsplatz herum auskristallisierte, brachen nun die Arbeitsplätze weg (allein in Leipzig bei etwa 500 000 Einwohnern 100 000 Industriearbeitsplätze): ein in seinen Langzeitfolgen kaum auszumalendes Verhängnis und für viele die Bestätigung der schlimmsten Kapitalismus-Klischees kommunistischer Propaganda. Der Umschlag der Okzidentierung in den Ossi-Wessi-Dualismus war dann eine notwendige Folge des in der DDR eingetrichterten manichäischen Denkens in Schwarz-Weiß-Kategorien. Ost und West treffen sich inzwischen in dem heimlichen Wunsch, irgend etwas der Mauer Ähnliches müßte wiederhergestellt werden. Dem Osten ging die Hoffnung, dem Westen der Gegner verloren; auf diese Weise gerieten beide in eine bisher nicht überwundene Identitätskrise.

Das Dilemma, angesichts neuer Verhältnisse eine eigene Identität herausarbeiten zu müssen, dies angesichts der weggebrochenen Vergangenheit aber nicht zu können, wird sich wahrscheinlich am deutlichsten in der ostdeutschen Jugend auswirken. Was für die Sowjetunion 1917 und für die deutsche Nachkriegsgeneration 1945 war, ist nun für die Ostdeutschen 1989: der ‚point of no return‘, hinter den keine fami-

liäre und regionale Erzähltradition zu reichen vermag. Westdeutschland bekam dafür seine Quittung in der Eruption von 1968 und noch einmal Anfang der 80er Jahre anlässlich der Ausstrahlung der mehrteiligen amerikanischen Holocaust-Fernsehserie. Daß sich nach dem zweiten „Zusammenbruch“ 1989 die Ostdeutschen die westdeutsche Nachkriegsgeschichte aneignen, wird niemand ernstlich erwarten. Von den desillusionierten und geschichtslos gewordenen Erwachsenen weitgehend im Stich gelassen, ist die ostdeutsche Jugend ähnlich situiert wie Ausländerkinder: schwankend zwischen fast übereifriger Assimilierung bei gleichzeitigem Bruch mit den Eltern einerseits und Rückzug ins Milieu, wenn nicht sogar ins Ghetto andererseits. Die Annahme, daß es in etwa 15 Jahren zu einer Neuauflage der 1968er Revolte kommt, ist von daher nicht abwegig.

---

## Nach wie vor flächendeckend areligiös

---

Das Stichwort Milieu gestattet einen nahtlosen Übergang zu einem weiteren Phänomen: Ostdeutschland stellt sich trotz aller sonstigen raschen Anpassungen an westdeutsches Niveau nach wie vor in einem Maße als flächendeckend areligiös dar, daß dafür weltweit kaum Parallelen zu finden sind. Bekanntlich weichen die statistischen Umfragewerte hinsichtlich des Glaubens an Gott bzw. an ein Leben nach dem Tod, der Gebetspraxis und insbesondere der konfessionellen Bindung signifikant von Westdeutschland ab – auch in der jüngeren Generation. Das Phänomen läßt sich in den folgenden Ausführungen Ehrhart Neuberts gut zusammenfassen:

„Was wir 1990 an Kirche übernommen haben aus der DDR, ist eine weitgehende Zerstörung. Ich lasse mich nicht durch eine Illusion beruhigen. In Berlin gehören nur noch unter ein Prozent der jungen Leute zur Kirche, ich könnte noch vieles andere sagen, denn der Erosionsprozeß ist ja längst weiter. Wir wissen ja, auch zur DDR-Zeit wäre die Kirche organisatorisch zusammengebrochen ohne das Westgeld, und heute wären wir auch nicht lebensfähig. Das ist ein Supergau der Kirche. Warum nehmen wir das einfach nicht wahr? Aus diesen Trümmern, diesen Schmerzen, die ich empfinde, müssen wir suchen, warum das gewesen ist, und wie wir da raus kommen. Für mich ist die Aufarbeitung der Vergangenheit, Kirche in dieser Gesellschaft wieder einen Platz einnehmen zu lassen, den sie auch verdient, einzunehmen.“ (Materialien der Enquete-Kommission „Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland“, Bd. 6, Frankfurt/M. 1995, 130.)

„Supergau der Kirche“ in Ostdeutschland heißt: 1946 waren 82 Prozent evangelisch, 12 Prozent katholisch; 1964 dann 60 Prozent evangelisch, 8 Prozent katholisch, 1990 nur noch 25–30 Prozent evangelisch, 3–5 Prozent katholisch – also in nicht ganz zwei Generationen ein Rückgang der Christen von 94 Prozent auf 30 Prozent, Tendenz wohl weiter sinkend, und eine Zunahme der Konfessionslosen von 6 auf 70 Prozent, Tendenz wohl weiter steigend.

Neuberts Statement offenbart nicht nur eine Betroffenheit, die mir hier angemessen erscheint, sondern markiert auch die notwendigen Blickrichtungen: Ursachenanalyse („warum das gewesen ist“) und Zukunftsperspektive („wie wir da raus kommen“). Zur Ursachenanalyse: Es dürfte – entgegen weitläufig vertretenen Ansichten – falsch sein, die Gründe für diesen „Supergau der Kirche“ vornehmlich oder sogar allein in der kommunistischen Religionspolitik zu suchen. Mir kommt der Verdacht, daß man auf diese Weise das bedrängende Phänomen regional und zeitlich einzugrenzen sucht. Dem ist entgegenzuhalten: In der Sowjetunion, der Tschechoslowakei und Ungarn, nicht zu sprechen von Albanien, ist gegen Religionen und Kirchen erheblich restriktiver und konsequenter vorgegangen worden als in der DDR; das hat aber keine adäquaten religionssoziologischen Folgen gezeitigt. Um das signifikanteste Beispiel herauszugreifen: In Albanien, das sich als atheistisch deklarierte und wo Taufen zu todeswürdigen Verbrechen wurden, sind neuesten Zahlen zufolge 70 Prozent Muslime, 19 Prozent orthodoxe und 12 Prozent katholische Christen, d. h., daß so gut wie jeder sich einer Konfession zuordnet (vgl. „Tag des Herrn“ vom 2.3.1997).

Der DDR-einmalige „Supergau der Kirche“ geschah zwar nicht ohne tatkräftige Hilfe der kommunistischen Religionspolitik, beruht aber auf einem ganzen Bündel geistesgeschichtlicher, konfessionsspezifischer und milieubedingter Ursachen, das zu entflechten hier zu weit führte (vgl. meinen Artikel „Gesellschaft ohne Religion“, in: *Das Evangelium und die anderen Botschaften*, hg. v. E. Jaschinski, Nettetal 1997, 55–86). Ich greife nur einen Punkt heraus: Die DDR war das einzige sozialistische Land mit protestantischer Prägung. Auch evangelische Theologen verweisen darauf, daß eine Ursache der singulären konfessionellen Situation in Ostdeutschland hierin zu suchen ist: Der Leipziger Kirchengeschichtler Kurt Nowak hat detailreich nachgewiesen, daß die Entkirchlichung der evangelischen Bevölkerung bereits seit dem 19. Jahrhundert im Gange war und sich nach einigen Erholungspausen in den 20er Jahren besonders stark in der Zeit des Nationalsozialismus fortsetzte, so daß der eigentliche Kollaps zwischen 1900 und 1950 zu suchen ist (Staat ohne Kirche?, in: *Christen, Staat und Gesellschaft in der DDR*, hg. v. G. Kaiser und E. Frie, Frankfurt/M.-New York 1996, 23–41).

In der Folge kam es zur Ausbildung eines *atheistischen Milieus*, in dem das Thema Gott irrelevant ist. Die ehemalige DDR ist inzwischen so atheistisch, wie ein bayrisches Dorf katholisch ist, und damit bisher hochresistent gegen Missionsversuche aller Art. Das zeigen die offenbar gescheiterten Projekte der verschiedenen Sekten, im Osten Deutschlands bemerkbar Fuß zu fassen. Die Vorstellung, Religion könnte im Konzert der kulturellen Phänomene einen signifikanten Platz einnehmen, erscheint den meisten Ostdeutschen absurd. Religion, so etwa lauten die Einschätzungen, sei etwas für die, die es „noch“ brauchen, wohingegen „wir“ schon immer Atheisten gewesen sind. Es ist bei den meisten nicht erkennbar, daß ihnen dabei irgend etwas abgeht: Die Jugend-

weihe ersetzt die Konfirmation hinlänglich. Nimmt man die oben erwähnte Okzidentierungskrise hinzu, dann hat alles, was institutionell deutlich erkennbar aus dem Westen kommt, im Osten wenig Chancen – das gilt außer für die Sekten auch für die Großkirchen, insoweit sie als Filialen westdeutscher Unternehmungen angesehen werden. Die einzige sektenähnliche Gruppe mit Achtungserfolg ist eine bodenständige: die PDS.

Der Ost-West-Unterschied – sicher wieder überscharf gezeichnet – zeigt sich wie folgt: Die westdeutsche Entkirchlichung ist Ergebnis einer Emanzipationsbewegung (meist im Zusammenhang mit der Ablösung aus dem Elternhaus); sie führt oft zu einer konfessionell gleitenden Religiosität, die sich auf dem Markt der Religionen bedient. Im Osten sind die am stärksten dem Milieudruck gegenüber resistenten und in ihrer Entscheidungsfähigkeit ausgebildeten Menschen *in* den Kirchen zu suchen: In die Kirche einzutreten, nicht aus ihr auszutreten, war ein Akt selbstbestimmter Lebensgestaltung. Dabei soll nicht übersehen werden, daß sich natürlich auch im Osten ein volksskirchliches Milieu gehalten oder neu herausgebildet hat, in dem die konfessionelle Bindung innerhalb der Familie weitergegeben wurde (wie ich pointiert anfüge: sozusagen mit hoher Kindersterblichkeit, d. h., die wenigsten Christen blieben es). Und – so ist auch sofort zu ergänzen – natürlich gibt es inzwischen auch im Westen Deutschlands und Europas sich ausbreitende Inseln eines atheistischen Milieus, in dem schon die dritte Generation keine religiöse Bindung mehr kennt. Die Gegenüberstellung „emanzipierter Religionspluralismus im Westen – atheistisches Milieu im Osten“ oder „Volkskirche im Westen – Entscheidungschristentum im Osten“ darf deshalb nicht überzeichnet werden.

---

### Die religiöse Orientierung der kommenden Generation ist nicht absehbar

---

Die zweite Frage Neuberts betraf die Zukunft: Wie kommen wir da raus? Die ostdeutsche Situation lädt zu exemplarischen Studien der zukünftigen konfessionellen Gestalt Europas geradezu ein. Besonders die religiöse Orientierung der kommenden Generation ist nicht recht absehbar. Bisher weist alles hin auf einen Erhalt des konfessionellen Status quo (größere Einbrüche erwarten auch die Kirchen nicht mehr) und auf eine verstärkte Annäherung der Jugendlichen in Deutschland Ost und West auch in weltanschaulicher Hinsicht. Doch wo werden sie sich treffen: auf der Mitte? auf dem ostdeutschen Niveau? darunter?

Die ostdeutsche Gesellschaft hat sich daran gewöhnt, ohne Religion auszukommen, ja gelernt, Religion als angeblich intolerant und lebensfeindlich aus dem Projekt einer humanen Gesellschaft möglichst zu eliminieren (und wird in diesem Sinne zusätzlich von den nach wie vor einflußreichen westdeutschen Medien unterstützt). Ihr stehen Kirchen gegenüber, die sich zumeist darauf eingestellt haben, auf dem Rückzug zu sein und eine gesellschaftlich wenig relevante

Minderheitsposition einzunehmen. Es gibt, lassen sich Verantwortliche vernehmen, kaum eine Mitarbeitergruppe, die so resigniert ist wie die der kirchlichen Hauptamtlichen.

Beide Seiten, Gesellschaft und Kirchen, rechnen hier nicht mit einer Wende; sie sehen nicht einmal eine Not-Wendigkeit entsprechender Interventionen. Für die gesellschaftliche Seite stehe die Auseinandersetzung um das Schulfach „Lebensgestaltung-Ethik-Religionskunde“ (LER) in Brandenburg. Die Areligiosität wird nicht nur registriert (sie ist unbestritten), sondern sie gilt als hinzunehmendes und zu perpetuierendes Phänomen. Während man bei Bewegungsunlust der Kinder den Sportunterricht in den Schulen forciieren und bei mangelnder Sensibilität für Umwelt- und Ausländerprobleme sofort mit entsprechenden Unterrichtsprogrammen reagieren würde, wird für Religionsunterricht kein Bedarf gesehen. Der Staat zieht wieder wertbildende Kompetenz an sich, die er an die Schule delegiert. Das ist nur ein Strang der LER-Diskussion; mir erscheint er als der signifikanteste.

Daß auf der anderen Seite auch die Christen die Zementierung der Areligiosität akzeptieren und teilweise sogar fördern – nicht wenige Befürworter des LER-Unternehmens kommen aus dem Kreis der Kirchenmitarbeiter –, offenbart eine tiefsitzende Verunsicherung hinsichtlich der eigenen Position in dem Pluralismus, wie er nun auch über den Osten gekommen ist. Der Zusammenhang von christlichem Glauben und demokratischer Gesellschaft ist beiden Seiten nicht bewußt. Das läßt sich durchaus als exemplarisch herausstellen: Auch die westdeutschen Kirchen, ja das europäische Christentum überhaupt stecken derzeit in einer Identitätskrise, die eine präzise Bestimmung der Position in der post-modernen Gesellschaft und auf dem Markt der Religionen blockiert. Man muß nur an Kruzifixurteil, an kirchliche Schwangerenberatung, an den Ruf des Muezzins in deutschen Städten, an die Zukunft des schulischen Religionsunterrichts und der staatlichen theologischen Fakultäten sowie an die römische Laieninstruktion denken – die Liste kann fortgesetzt werden.

Noch einmal Neuberts Frage: Wie kommen wir da raus? Mission, Evangelisierung, Re-Evangelisierung – ganz gleich, wie die Begriffe lauten: Die damit etikettierten Bemühungen werden auch von Christen mit Skepsis betrachtet und eher evangelikal und rechtskatholischen Kreisen oder fundamentalistischen Sekten zugeordnet. Um keine Sekte zu werden, droht man so nolens volens zur Sekte zu mutieren, auch das zeigt der Osten Deutschlands: Es besteht die Tendenz, die DDR-bedingte Festungsmentalität nun gegenüber der pluralen Gesellschaft beizubehalten und die Kirchgemeinden weiterhin als Fluchtburgen anzusehen, in deren Ummauerung noch am ehesten ein gemeinsamer Nenner der Ansichten und Lebensentwürfe zu finden sei.

Die Diasporakirchen des Ostens befinden sich hierbei in dem Dilemma: Eine Veränderung des konfessionellen Status quo – auf den sie zielen müssen, wollen sie ihren Kernauftrag und damit ihre Identität nicht verraten – hat die Emanzipation des einzelnen aus seinem atheistischen Milieu

zur unabdingbaren Voraussetzung. In dem Maße, wie diese aber gelingt, wird sich auch das binnenkirchliche Milieu aufsprengen, da Verkündigung nicht ohne Rückwirkungen auf das eigene Glaubens- und Kirchenbewußtsein bleibt. Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse werden verstärkt in Gang kommen. Die Frage ist, ob Diaspora-Kirchen zu diesem zunächst existenzbedrohlich erscheinenden Risiko wirklich bereit sind, denn bisher fehlt ein den gegenwärtigen Verhältnissen adäquates Modell von Diasporakirche, das nicht „Volkskirche im Kleinformat“ darstellt.

Hinzu kommt eine weitere, wohl inzwischen europaweit auftretende, aber besonders in Deutschland wirksame Scheu, über existentielle Fragen – wenn nötig – auch öffentlich zu kommunizieren. Der Münchener Soziologe *Kurt Weis* brachte das auf den Punkt: „Das eigene Gottesbild gehört neben persönlichen sexuellen Erlebnissen und dem konkreten Kontostand zu den drei Themen, über die man in unserer Gesellschaft nicht spricht und nach denen die meisten nicht gefragt werden möchten“ (zitiert bei: *Hans Waldenfels*, Gott, Leipzig 1995, 16). Für den Bereich der Sexualität dürfte das, wie die Medien zeigen, kaum gelten, wohl aber für die Finanzlage – und für das eigene Gottesbild. Die präzise Mitte zwischen Schamlosigkeit und falschem Tabu ist hier schwer zu treffen.

Doch erscheint die Unwilligkeit der Gläubigen zur Mission oder (Re-)Evangelisierung letztlich als ein Resultat der Angst, von sich selbst und den eigenen Stärken und Schwächen Rechenschaft ablegen zu müssen, falls intensiver nach dem jeweiligen konkreten Gottesbezug gefragt wird: Auf Dauer hilft hier kein Rückzug auf die religiöse Privatsphäre hindurch, und auch Katechismussätze, Philosopheme und Hinweise auf interessantes Gemeindeleben sind langfristig wenig überzeugend. Umgekehrt stehen auch für den nicht- oder andersgläubigen Gesprächspartner existentielle Fragen auf dem Spiel, so daß auf dieser Seite ähnliche Sprachbarrieren zu überwinden sind.

---

### Das Gespenst des Kommunismus ist nicht erledigt

---

Unser Kontinent ist auf dem besten Wege, ein militärisch und ökonomisch definiertes Kleineuropa von schwachem Geist und zagendem Herzen zu werden. Die exemplarische Situation in Deutschland Ost (und West) läßt unabweisbare Fragen aufbrechen: Wie wird sich eine Gesellschaft entwickeln, deren Transzendenzbezug verkümmert im Rückzug des Religiösen in die Privatsphäre; die ihre wertbildenden Impulse immer gnadenloser hetzt; deren kritisch-stabilisierende Traditionen wegbrechen, weil die familiären und regionalen Erzählungen verstummen; die keine Visionen und Utopien mehr hat, weil – wie *Jean-François Lyotard* richtig diagnostizierte – die großen Legitimationserzählungen vom Fortschritt der Menschheit und vom Triumph der Vernunft zu Ende sind? Allerdings: Das Gespenst des Kom-

munismus ist nicht erledigt, denn Gespenster werden gebannt, nicht getötet; sie sind Wiedergänger (vgl. Jacques Derrida, *Marx' Gespenster*, Frankfurt/M. 1995). Christen erinnern sich hier vielleicht an Jesu Gleichnis von den sieben Dämonen, die das zwar gereinigte, aber unbewacht gebliebene Anwesen schlimmer als zuvor heimsuchen.

Das europäische Haus ist nach dem blutigsten Jahrhundert dieses Jahrtausends kaum gereinigt und unzureichend bewacht. Es mangelt an dem, was die alttestamentlichen Propheten leisteten und nun Aufgabe des Christentums wäre: der ganzheitliche Blick auf Gesellschaft in eschatologischer Perspektive und die darauf fußende nötigenfalls fundamentalkritische Position zum Gegebenen. Das muß keinesfalls

desintegrierend oder lähmend oder traditionalistisch sein – im Gegenteil: Ohne dies herrschen momentan eher dumpfer Stillstand und die ewige Wiederkehr des Gleichen.

Ein drittes „Ohne Gott und Sonnenschein“ sollte Deutschland nach 1945 und 1989 nicht versuchen. Stabilität, Wohlstand und das „Seid euch bewußt der Macht“ waren die großen Losungen in der DDR der 80er Jahre, bevor sie verendete – an Perspektivlosigkeit. Sie starb wohl, weil sie die Schrift an der Wand nicht zu lesen vermochte. Dem Erfurter Rathaus gegenüber steht an einem Giebel: „Nisi dominus – frustra.“ Und: „Mors certa, hora incerta“ lautet die Inschrift an der Leipziger Rathausuhr. Wahrscheinlich verstand man kein Latein.

Eberhard Tiefensee

## „Heilsame Mahnung“

### Das vatikanische Dokument über die Schoa

*Am 16. März wurde, begleitet von einem Brief Johannes Pauls II. an Kardinal Edward Idris Cassidy, eine Erklärung der vatikanischen Kommission für die religiösen Beziehungen zum Judentum mit dem Titel: „Wir erinnern: Eine Reflexion über die Schoa“ veröffentlicht. Wir drucken dieses Dokument in einer von der Katholischen Nachrichtenagentur erstellten Übersetzung ab. Das englische Original findet sich im *Os-servatore Romano*, 17.3.98 (zur Bewertung des Textes vgl. ds. Heft, S. 166).*

#### I. Die Tragödie der Schoa und die Pflicht zu erinnern

Das 20. Jahrhundert geht schnell seinem Ende zu, und die ersten Strahlen des neuen christlichen Jahrtausends sind bereits zu sehen. Die 2000-Jahr-Feier der Geburt Jesu Christi bewegt alle Christen und läßt in Wirklichkeit jeden Mann und jede Frau dazu ein, im Flusse der Geschichte die Zeichen des Wirkens der göttlichen Vorsehung zu entdecken, aber auch die Art und Weise, in denen das im Menschen gegenwärtige Abbild des Schöpfers beleidigt und entstellt wurde.

Diese Gedanken betreffen einen der wesentlichen Bereiche, in denen sich die Katholiken den Aufruf von Papst Johannes Paul II. in seinem Apostolischen Schreiben „*Tertio Millennio Adveniente*“ ernsthaft zu Herzen nehmen können: „Zu Recht nimmt sich daher die Kirche, während sich das zweite christliche Jahrtausend seinem Ende zuneigt, mit stärkerer Bewußtheit der Schuld ihrer Söhne und Töchter an, eingedenk aller jener Vorkommnisse im Laufe der Geschichte, wo diese sich vom Geist Christi und seines Evangeliums dadurch entfernt haben, daß sie der Welt statt eines an den Werten des Glaubens inspirierten Lebenszeugnisses den Anblick von Denk- und Handlungsweisen boten, die geradezu Formen eines Gegenzeugnisses und Skandals darstellten.“<sup>1</sup>

Das gegenwärtige Jahrhundert wurde zum Zeugen einer unaussprechlichen Tragödie, die niemals vergessen werden kann: Der Versuch des nazistischen Regimes, das jüdische Volk auszurotten, mit der daraus folgenden Ermordung von Millionen von Juden. Männer und Frauen, Alte und Junge, Kinder und Heranwachsende wurden verfolgt und deportiert, nur weil sie jüdischer Abstammung waren. Einige von ihnen wurden sofort ermordet, andere wurden gedemütigt, mißhandelt, gefoltert und völlig ihrer Menschenwürde beraubt und schließlich umgebracht. Nur sehr wenige von denen, die in Konzentrationslagern interniert wurden, überlebten. Und die Überlebenden blieben für ihr ganzes Leben vom Terror gezeichnet. Dies war die Schoa: Eines der größten Dramen der Geschichte dieses Jahrhunderts, ein Faktum, das uns auch heute noch betrifft.

Gegenüber diesem fürchterlichen Völkermord, an den die Verantwortlichen der Nationen und auch der jüdischen Gemeinden, zu dem Augenblick, da er mit letzter Unbarmherzigkeit durchgeführt wurde, nur schwer glauben konnten, kann niemand gleichgültig bleiben; am wenigsten von allen die Kirche, auf Grund ihrer engsten spirituellen Verwandtschaft mit dem jüdischen Volk und ihrer Erinnerung an die Ungerechtigkeiten der Vergangenheit. Die Beziehung der Kirche mit dem jüdischen Volk unterscheidet sich von jener, die sie mit jeder anderen Religion hat.<sup>2</sup> Es geht hierbei nicht nur um eine Rückkehr in die Vergangenheit. Die gemein-